

Colette
Diese
Freuden

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2154

Die Schriftstellerin Colette verkörpert eine spezifisch französische und pariserische Lebensart, in deren Mittelpunkt die in mancher Variation erfahrene und erlittene Liebe steht. *Diese Freuden*, 1932 zum ersten Mal in Frankreich erschienen, hielt Colette selbst für eine Art Vermächtnis an die Nachwelt, weil ihre ZeitgenossInnen der 30er und 40er Jahre nichts damit anzufangen wußten. Das von Erinnerungen und persönlichem Erleben geprägte Buch dreht sich um Colettes Grundthema: die Welt der Sinne. Spielerisch erläutert sie die Erkenntnis, daß das Sinnliche sich nicht auf das Körperliche einschränken läßt.

»Colette greift unbekümmert ins volle Menschenleben, wo's am pikantesten ist: vom Besuch in einer Opiumhöhle über die Figuren von Lesbierinnen und Transvestiten und über einen alternden Don Juan bis zu einem Kreis von Homosexuellen, in dem sie als junge Frau verkehrte. Auch da, gerade da gehe es um platonische Gefühle und falsche Besitzansprüche, so demonstriert sie es. (...)

Ein bewundernswert freies Buch, auch heute, wo wir uns von allen sexuellen Tabus erlöst glauben.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Colette
Diese Freuden

Aus dem Französischen
von Maria Dessauer

Suhrkamp

Titel der erstmals 1932 bei Ferenczi erschienenen
Originalausgabe: *Ces plaisirs ...*
Er wurde anlässlich der neuen, bei Aux Armes de France 1941
erschiedenen Ausgabe auf Wunsch der Autorin durch den Titel
Le pur et l'impur ersetzt.
Siehe auch Anmerkungen am Schluß des Bandes.

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1993

Suhrkamp taschenbuch 2154

© Hachette, 1979

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38654-5

Diese Freuden

Im Obergeschoß eines Neubaus wurde mir ein Atelier von der Weiträumigkeit einer Halle geöffnet, das auf halber Höhe eine Galerie hatte und mit chinesischen Stickereistoffen von der Art, wie sie China für den Westen anfertigt, bespannt war, große, ein wenig hingepfuschte Motive, ganz schön. Im übrigen waren da nur noch ein Flügel, harte kleine Matten aus Japan, ein Phonograph und Azaleen in Kübeln. Ohne Überraschung drückte ich die entgegengestreckte Hand eines Genossen vom Fach, eines Journalisten und Romanschreibers, und tauschte ein Kopfnicken mit fremdländischen Amphitryons, die mir, Gott sei Dank, ebenso wenig umgänglich wie ich selbst zu sein schienen. In der sicheren Erwartung, mich zu langweilen, nahm ich auf der mir zugewiesenen kleinen Matte Platz und bedauerte, daß der Opiumrauch, vergeudet, schwerfällig zum Glasdach abzog. Er entschloß sich nur ungern dazu, und sein schwarzer, appetitanregender Duft nach frischen Trüffeln, nach gebranntem Kakao verlieh mir Geduld, leisen Hunger, Zuversicht. Als freundlich empfand ich die stumpfe rote Farbe der gedämpften Lichter, die weiße, mandelförmige Flamme der Opiumlampen, eine davon ganz in meiner Nähe, die beiden anderen gleich Irrlichtern in der Ferne verloren in einer Art Alkoven unter der Balustradengalerie.

Ein junger Kopf neigte sich über das Geländer, empfing den roten Strahl der aufgehängten Laternen, ein weißer Ärmel wehte und verschwand, ehe ich erraten konnte, ob der Kopf, die goldblonden, wie die eines Ertrunkenen glattanliegenden Haare, der in weiße Seide

gekleidete Arm einer Frau oder einem Mann gehörten. »Sind Sie als Schaulustige gekommen?« fragte mich mein Genosse vom Fach.

Er lag auf seinem Mättchen; ich vergewisserte mich, daß er seinen Smoking durch einen bestickten Kimono und die Unverfrorenheit eines Süchtigen ersetzt hatte; ich wünschte nichts, als mich von ihm zu entfernen, wie von den mir stets unwillkommenen Franzosen, denen ich jenseits der Grenzen begegne.

»Nein«, antwortete ich. »Aus Gründen der Berufspflicht.«

Er lächelte.

»Dachte ich es mir doch . . . Ein Roman?«

Und ich haßte ihn noch inbrünstiger dafür, daß er mich für unfähig hielt – mich, die ich es in der Tat war –, diesen Luxus zu genießen: ein stilles, ein wenig niedriges Vergnügen, ein lediglich von einer Art Snobismus, von Prahlucht, einer mehr gespielten als wirklichen Neugier gespeistes Vergnügen . . . Ich hatte nur einen verborgenen Kummer mitgebracht, der mich ratlos machte, und ein entsetzliches Schweigen der Sinne.

Einer der unbekanntenen Gastgeber erhob sich von seinem Lager und forderte mich auf, Opium zu rauchen, Kokain zu schnupfen, einen Cocktail zu trinken. Bei jeder Absage hob er leicht die Hand, um seine Enttäuschung auszudrücken. Schließlich hielt er mir eine Zigarettschachtel hin, lächelte englisch und fragte überredsam:

»Kann ich Ihnen denn nicht doch mit irgend etwas dienlich sein?«

Ich dankte verneinend, und er drang nicht weiter in mich.

Nach mehr als fünfzehn Jahren erinnere ich mich noch, daß er schön war und gesund schien, bis auf den Umstand, daß seine Augen zwischen starren Lidern zu weit offenstanden, wie man es bei Menschen sieht, die unter langer, unheilbarer Schlaflosigkeit leiden.

Eine junge Frau, die, soweit ich es beurteilen konnte, betrunken war, bemerkte meine Anwesenheit und verkündete von weitem, sie beabsichtige, mir »ins Maul zu schauen«. Sie wiederholte mehrmals: »Ganz recht, ins Maul werde ich ihr schauen.« Ich weiß keinen anderen lustigen Vorfall zu berichten. Einige im rötlichen Schatten undeutliche ernstliche Raucher brachten sie zum Schweigen. Ich glaube, daß einer ihr Opiumkugeln zu kauen gab. Sie machte sich sogleich daran, geflissentlich und mit dem kleinen Geräusch eines saugenden Tieres.

Ich langweilte mich überhaupt nicht, denn das Opium, das ich nicht rauche, erfüllte den banalen Raum mit seinem Wohlgeruch. Zwei junge Männer, die einander den Arm um den Hals legten, erweckten die Aufmerksamkeit meines Kollegen, des Journalisten, aber sie begnügten sich damit, leise und schnell zu sprechen. Der eine von ihnen schnüffelte unaufhörlich und wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. Das düstere Rot, in dem wir badeten, hätte die besten Absichten lähmen können. Ich war in einer Opiumhöhle und nicht in einer jener Versammlungen, wo der Zuschauer gewöhnlich einen recht dauerhaften Widerwillen entwickelt gegen das, was er sieht, und gegen sein Wohlgefallen daran. Ich freute mich und begann zu hoffen, daß kein weiblicher und kein männlicher Nackttänzer die nächtliche Unterhaltung stören, daß uns keine Gefahr von mit Alkohol

befrachteten Amerikanern drohen und daß selbst der *Columbia* verstummen würde . . . Im selben Augenblick fing eine weibliche Stimme zu singen an, samtig, spröde und zart wie ein harter, dickpelziger Pfirsich, und war uns allen so angenehm, daß wir uns hüteten zu applaudieren, sei es auch nur durch ein beifälliges Murmeln.

»Sind Sie es, Charlotte?« fragte nach einer Weile einer meiner unbeweglich daliegenden Nachbarn.

»Natürlich bin ich es.«

»Singen Sie noch ein bißchen mehr, Charlotte . . .«

»Nein«, rief eine Männerstimme wütend. »Sie ist nicht darum hier.«

Ich hörte »Charlottes« heiseres verschwommenes Lachen, dann das Flüstern des gereizten Jungen in der rötlichen Ferne.

Gegen zwei Uhr, als der schlaflose junge Mensch uns hellen, stark parfümierten, nach Heublume riechenden chinesischen Tee eingoß, traten eine Frau und zwei Männer ein und brachten die in den Pelzen ihrer Mäntel festgehaltene Kälte der Nacht in die duftende trübe Luft des Ateliers. Einer der Neuankömmlinge fragte, ob »Charlotte« da sei. Am Ende des Saals zerbrach eine Tasse, und ich hörte wieder die zornige Stimme des Jungen:

»Ja, sie ist da. Mit mir ist sie hier, und das geht niemanden etwas an. Man soll sie gefälligst in Ruhe lassen.«

Der Neuankömmling zuckte die Achseln, warf seinen Fellmantel und seinen Smoking ab, wie um zu raufen, begnügte sich aber damit, einen schwarzen Kimono anzuziehen, sank neben einem Tablett mit Pfeifen hin und begann, den Rauch mit mißlicher Gier einzuatmen, die den Wunsch eingab, ihm Sandwiches, kalten Kalbs-

braten, Rotwein, harte Eier, irgendeine Nahrung anzubieten, die besser geeignet wäre, seine Freßsucht zu befriedigen. Seine pelzgeschmückte Begleiterin suchte die betrunkene junge Frau auf, die sie »meine Hübsche« nannte, und ehe ich Zeit fand, mich über ihre Freundschaft aufzuhalten, waren sie schon eingeschlafen, der Bauch der einen an den Rücken der anderen geschmiegt, wie Löffel in der Silberschublade.

Trotz der gefangenen Wärme fiel Kälte vom Glasdach herab und zeigte das Ende der Nacht an. Ich schlang meinen Mantel um mich, und es bekümmerte mich, daß die vom dunklen Arom und der späten Stunde bewirkte Trägheit mich immer noch davon abhielt, zu Bett zu gehen. Wie die Sittsamen und die Verlassenen, die hier lagen, hätte ich sorglos schlafen können, doch während ich auf einer Terrasse oder einem Fichtennadelbett vertrauensvoll schlummere, weckt jeder geschlossene Raum, der mir ungenügend bekannt ist, meinen Argwohn.

Die schmale Holzterrasse und gleich darauf die obere Galerie knarrten unter Schritten. Über mir vernahm ich das Knittern von Stoffen, den weichen Fall von Kissen auf dem widerhallenden Fußboden, und die Stille kehrte wieder ein. Dann erhob sich aus ebendieser Stille unmerklich ein Ton in der Kehle einer Frau, ein Ton, der rauh einsetzte, sich klärte, in der Wiederholung Festigkeit und Fülle gewann, gleich den satten Tönen, die die Nachtigall wiederholt und anhäuft, bis sie sich in einem Triller ergießen . . . Eine Frau kämpfte dort oben gegen ihre sie überflutende Lust, hetzte sie an ihr Ziel und ihre Vernichtung in zuerst langsamem, so harmonisch, so gleichmäßig beschleunigtem Rhythmus, daß ich mich

dabei überraschte, wie ich mit Kopfnicken ihr, wie ihre Melodie, vollkommenes Tempo begleitete.

Der mir zunächst liegende Unbekannte richtete sich halb auf und sagte vor sich hin:

»Das ist Charlotte.«

Keine der schlafenden jungen Frauen erwachte; keiner der nur undeutlich sichtbaren verschnupften jungen Männer lachte auf oder applaudierte der Stimme, die in einem verhaltenen Schluchzen brach. Dort oben verstummte jeglicher Seufzer. Und die Sittsamen unten spürten alle die Kälte der winterlichen Morgenfrühe. Ich knöpfte meinen gefütterten Mantel zu und schlang ihn eng um mich; ein auf seiner Matte ausgestreckter Nachbar zog sich eine bestickte Stoffbahn über die Schulter und schloß die Augen. Neben einer seidenen Laterne im Hintergrund schmiegt sich die beiden Schläferinnen, ohne zu erwachen, noch dichter aneinander, und die Flämmchen der Öllampen zuckten unter dem Druck der vom Glasdach herabströmenden kalten Luft.

Ich stand auf, von der langen Unbeweglichkeit steif, und zählte mit dem Blick die Matten und die Leiber, über die ich hinwegschreiten mußte, als die hölzernen Stufen wieder knarrten. Eine Frau in dunklem Mantel, die zur Tür schritt, blieb stehen, um ihren Handschuh zuzuknöpfen, zog sorgsam einen Schleier bis zum Kinn herab, öffnete ihre Handtasche, in der Schlüssel klirrten.

»Ich habe immer Angst . . .«, begann sie mit halber Stimme. Sie sprach mit sich selbst und lächelte mir zu, als sie bemerkte, daß ich im Aufbruch begriffen war.

»Sie gehen auch, Madame? Wenn Sie die automatische Treppenbeleuchtung ausnutzen wollen . . . Ich gehe voran, ich weiß, wo der Schalter ist.«

Im Treppenhaus, wo ihre Hand ein schmerzhaftes Licht bewirkte, konnte ich meine Gefährtin besser sehen: weder groß noch klein, ziemlich dicklich. Mit ihrer kurzen Nase und ihrem fleischigen Gesicht glich sie den von Renoir bevorzugten Modellen, Schönheiten aus dem Jahr 1875 so sehr, daß man, trotz ihres olivgrünen Mantels mit Fuchskragen und ihres Hütchens, die damals, vor achtzehn Jahren, in Mode waren, irgend etwas an ihr altmodisch finden mochte. Sie hatte mit ihren wahrscheinlich fünfundvierzig Jahren Frische bewahrt, und auf den Treppenbiegungen hob sie zu mir ihre großen, grauen, sanftblickenden und wie ihr Mantel ein wenig grünlichen Augen.

Draußen, wo es noch dunkel war, erfrischte mich die kühle Luft. Ein an lichten Morgenenden regelmäßiges Verlangen, in Feld und Wald, wenigstens aber in den nahen Bois zu flüchten, ließ mich am Bordstein zögern.

»Sie haben keinen Wagen?« sagte meine Begleiterin.
»Ich auch nicht. Aber um diese Zeit findet man hier in der Gegend immer Wagen . . .«

Während sie sprach, erschien ein aus dem Bois kommendes Taxi, bremste, hielt, und meine Begleiterin trat beiseite.

»Bitte schön, Madame.«

»Aber keinesfalls. Machen Sie mir das Vergnügen . . .«

»Nie im Leben. Oder aber erlauben Sie, daß ich Sie zu Hause absetze . . .«

Sie unterbrach sich, entschuldigte sich mit einer nur angedeuteten Geste, die ich unschwer verstand und gegen die ich mich verwahrte.

»Aber dies ist nicht im mindesten indiskret. Ich wohne nicht weit von hier, am äußeren Boulevard . . .«

Wir stiegen ein, und das Taxi wendete. Die kleine Lampe über dem Zähler beleuchtete alle Augenblicke das Gesicht der bis auf ihren wahren oder falschen Vornamen Charlotte unbekanntem Frau . . .

Sie unterdrückte ein Gähnen und seufzte:

»Ich bin so bald nicht zu Hause, ich wohne beim Lion de Belfort . . . Ich bin müde . . .«

Ich lächelte unwillkürlich, denn sie schaute mich unverlegen, mit einer bürgerlichen Freundlichkeit an, die ihr gut stand:

»Ah ja«, sagte sie. »Sie lachen über mich . . . Ich weiß wohl, was Sie denken.«

Der gewinnende Klang ihrer Stimme, die rauhe Aussprache mancher Silben, eine unterwürfige und einschmeichelnde Manier, das Ende der Sätze in das tiefe Register fallen zu lassen . . . welche Verführung! Durch das offene Fenster zur Rechten »Charlottes« trieb der Wind mir ihr recht banales Parfum zu und einen gesunden, lebhaften Körpergeruch, den ein Geruch nach kaltem Tabak beeinträchtigte.

»Es ist ein Unglück«, begann sie aufs Geratewohl. »Der arme Kleine . . .«

Für Weiteres empfänglich, fragte ich:

»Welcher arme Kleine?«

»Haben Sie ihn nicht gesehen? Nein, Sie haben ihn wohl nicht sehen können . . . Obgleich, als er sich oben über die Balustrade gebeugt hat, waren Sie schon da. Er ist der, der den weißen Kimono trug.«

»Und blondes Haar hat?«

»Jawohl«, rief sie leise. »Ebender. Er bereitet mir große Sorgen«, fügte sie hinzu.

Ich erlaubte mir das Lächeln schelmischen Einverständ-

nisses, das mir so schlecht steht: »Doch nicht nur Sorgen? . . .«

Sie zuckte die Achseln:

»Glauben Sie, was Sie wollen.«

»Dieser junge Mann war es doch, der sich Ihrem Singen widersetzt hat, nicht wahr?«

Sie nickte ernst:

»Ja. Es macht ihn eifersüchtig. Nicht, daß ich eine schöne Stimme hätte, aber ich kann gut singen.«

»Ich war eben im Begriff, Ihnen das Gegenteil zu sagen, stellen Sie sich vor. Sie haben eine Stimme . . .«

Erneutes Achselzucken.

»Wie Sie mögen. Die einen behaupten dies, die andern das . . . Soll ich das Taxi halten lassen, bevor wir zu Ihrer Tür kommen?«

Ich griff nach ihrem Arm.

»Nicht doch. Ich bitte Sie.«

Sie schien ein wenig enttäuscht, so zurückhaltend gewesen zu sein, und richtete es nun so ein, daß sie mir eine Frage stellte, die eine vertrauliche Mitteilung bemäntelte:

»Ein wenig Opium von Zeit zu Zeit ist doch wohl nicht sehr schädlich, nicht wahr, für einen jungen Mann, der schwache Lungen hat?«

»Nein . . . nicht sehr schädlich . . .«, sagte ich unbestimmt.

Ein schwerer Seufzer hob ihren hohen und prallen Busen.

»Das sind arge Sorgen«, wiederholte sie. »Schließlich aber, nicht wahr, vierzehn Tage lang seine Pillen regelmäßig eingenommen zu haben, sein Rind- oder Hammelfleisch brav gegessen zu haben, bei offenem Fenster

geschlafen zu haben verdient schon einmal eine Belohnung.«

Sie lachte gedämpft, ihr wöhlklingendes heiseres Lachen.

»Er sagt, das sieht nach Orgie aus, denken Sie . . . Er ist stolz . . . Madame«, sprach sie rasch, »die Müllfahrer sind vor Ihrer Tür, macht es Ihnen nichts aus, vor ihren Augen auszusteigen? Nein? Um so besser . . . Freiheit ist etwas Schönes. Ich . . . ich bin nicht frei.«

Unvermittelt wurde sie verschlossen, bot mir zerstreut die Hand und das kleine gutbürgerliche Lächeln ihrer großen Augen, die mit Grün durchsetzt waren wie die vom zurückflutenden Meer am Strand gelassenen Seewasserpfützen.

Ich sah Charlotte nicht so bald wieder. Ich forschte nicht nach ihr, wenigstens nicht an den Orten, wo ich ihr begegnen zu können glaubte, beispielsweise einer kirchlichen Hochzeitsfeier am linken Ufer oder in einem alten Appartement im Schoß jener Familien, die in Paris ihre provinzielle Lebensart deutlich beibehalten. Ich stelle mir vor, daß mir ihre Anwesenheit an einem von trockenen Kuchen gekrönten, sechseckigen Tischchen ganz natürlich erschienen wäre. In ihrem olivgrünen Mantel, den kleinen Hut schräg über die Augen gedrückt, das Schleierchen wie eine Jalousie über die Nase gezogen und die Tasse mit fadem Tee zwischen zwei Fingern sah ich sie, erfand ich sie; ich hörte ihren bescheidenen und ehrlichen Tonfall, der dazu geeignet war, störrische alte Gastgeberinnen zu überzeugen: »Ich, nicht wahr, um Ihnen zu sagen, was ich davon halte . . .«

Ich forschte nicht nach ihr, denn ich fürchtete, die Vorstellung eines Geheimnisses zu verlieren, das wir den uns nur in ihrer Einfachheit bekannten Menschen andichten. Aber ich war nicht erstaunt, sie eines Tages, als ich für irgendeinen guten Zweck Bücher verkaufte, vor mir zu sehen. Sie nahm mir einen Band ab, wobei sie mich auf die zurückhaltendste Weise anlächelte. Mit einer Zuvorkommenheit, die sie zu wundern schien, fragte ich sie:

»Soll ich eine Widmung hineinschreiben, Madame?«

»Oh! Madame . . . Wenn es nicht zuviel verlangt ist . . .«

»Aber gar nicht, Madame . . . Für welchen Namen?«

»Ach, Madame . . . Schreiben Sie einfach ›Für Madame Charlotte‹ . . .«

Diesen mehrfachen »Madame«, die wir mit Förmlichkeit tauschten, setzte Charlotte ein Lachen auf, das ich wiedererkannte, ein gedämpftes Lachen, ebenso zart, ebenso herzerreißend wie die Sprache der kleinen nächtlichen Schleiereule, dieser Taube des Dunkels.

Und ich fragte ungeschickt:

»Sind Sie ganz allein?«

»Ich gehe fast nur allein aus«, antwortete Charlotte.

»Man hat Sie dort nicht mehr gesehen . . .«

Sie blätterte im Buch, das sie gekauft hatte, und sagte halblaut:

»*Die* sind immer sonntags abends da . . .«

Ich nahm die indirekte Aufforderung an, des Vergnügens wegen, Charlotte wiederzusehen, eines Vergnügens, das meine Erwartungen übertraf, denn sie war allein im gleich einem Bahnhof gastlichen und unwirtlichen Opiumhöhle-Atelier. Kein zornmütiger Jüngling wachte in der Tiefe der unter der Galerie angesammelten roten Schatten neben ihr. Sie war barhäuptig, gut angezogen und ein wenig rundlich in ihrem schwarzen Kleid, hatte den rituellen Kimono nicht übergezogen. Sie trank Mate und bot mir in einer gelbschwarzen Koloquinte das nach Tee und blühender Wiese duftende Getränk an.

»Nehmen Sie die Bombilla, die ich gerade im kochenden Wasser hatte«, sagte sie und reichte mir das spachtelförmige Saugrohr. »Fühlen Sie sich bequem? Ein Kissen fürs Kreuz? Schauen Sie, wie ungestört wir heute abend sind . . . Keine Frauen . . . Die dahinten? Engländer, ernsthafte Leute, die nur wegen des Opiums kommen.« Ihre ruhige Gefälligkeit, ihre gedämpfte Stimme und ihr graugrüner Blick hätten die härtesten Herzen geöffnet. Ihre drallen Arme, die gutbürgerliche schweigende Ge-

schicklichkeit jeder ihrer Gesten: welche Fallstricke für den jungen jähzornigen Liebhaber!

»Ich sehe, Sie sind allein, Madame Charlotte?«

Sie nickte gelassen.

»Ich ruhe mich aus«, sagte sie einfach. »Sie werden mir entgehenhalten, ich könnte mich zu Hause ausruhen . . . Zu Hause kann man sich nicht gut ausruhen.«

Sie ließ ihren Blick umherschweifen, selbstsicher und wohlwollend, und atmete in tiefen Zügen den Opiumduft ein, den ich selbst auch genoß, wie es nur die Nichtrauchenden tun.

»Bei wem sind wir hier?« fragte ich.

»Die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht«, antwortete Charlotte. »Ich habe den Ort durch Maler kennengelernt. Liegt Ihnen daran, es zu erfahren?«

»Nein.«

»Ihrerseits hätte mich das auch erstaunt . . . Es ist so angenehm, nicht zu wissen, bei wem man ist . . .«

Sie lächelte mir vertraulich zu. Ich hätte gewünscht, daß sie meinen Namen nicht kannte, damit sie noch ungezwungener wäre.

»Ihr junger Freund ist doch nicht krank, Madame Charlotte?«

»Gott sei Dank nicht. Er ist bei Verwandten auf dem Land. Er kehrt in acht Tagen zurück . . .«

Sie verdüsterte sich ein wenig, blickte verloren in die rötlichen, rauchdurchzogenen Tiefen des Ateliers.

»Jemanden zu lieben ist so anstrengend! . . .«, seufzte sie.

»Ich habe besonderen Spaß daran, mich zu verstellen.«

»Inwiefern, verstellen? . . . Warum? Sie lieben ihn?«

»Natürlich liebe ich ihn.«

»Aber dann . . .«